



I.

## KENT NAGANO

Amerikanischer Dirigent

**mare:** *Herr Nagano, wie kommt ein Dirigent zum Surfen?*

**Kent Nagano:** Ich bin auf dem Land aufgewachsen, in Morro Bay, einem kleinen Ort zwischen Los Angeles und San Francisco. Da gab es nicht viel Unterhaltung für ein Kind, weder Shoppingmalls noch Kinos. Also habe ich mir das Surfboard von einem Freund geliehen. Aber weder mein Bruder noch ich waren so klug, einen Neoprenanzug anzuziehen. Der Pazifik vor San Francisco ist eiskalt, die Meeresströmung kommt aus Alaska – und wir trugen nur Badehosen.

*Klingt nicht nach dem Beach-Boys-Surfer-Klischee: Sommer, Sonne, Strandparty ...*

Ich mochte schon damals lieber Bach und Mozart. Die Beach Boys waren der Soundtrack Südkaliforniens, die Musik der Surfer aus Los Angeles, von Malibu Beach oder Santa Monica: Strände mit weißem Sand, Palmen und Postkartensonnenuntergängen. Ich dagegen komme aus einem Ort zirka 150 Kilometer weiter nördlich, dort ist es viel ungemütlicher, wilder und kälter. Wir schmierten uns Vaseline gegen die Kälte ins Gesicht. Es gibt dort nur Felsküsten und jede Menge Weiße Haie – da summt keiner mehr Beach-Boys-Lieder im Wasser.

*Hat Sie je ein Hai angegriffen?*

Sie kommen still und leise, plötzlich sieht man eine Rückenflosse und paddelt so schnell wie möglich in die andere Richtung. Ich bin mir nicht sicher, ob es jedes Mal ein großer Weißer war, aber ich wollte das nicht diskutieren. Eigentlich mögen die Haie kein Menschenfleisch und keine Gummianzüge. Trotzdem werden hier jedes Jahr Surfer getötet. Nordkalifornien ist die Heimat dieser Tiere – wir sind die Touristen, die sie stören. Die Haie werden nördlich von San Francisco in der Tomales Bay geboren. Bevor ich das wusste, bin ich dort gern schwimmen gegangen. Wir sagen im Englischen: What you don't know cannot hurt you.

*Am Dirigentenpult sind Sie bekannt für Ihre Höflichkeit. Sind Sie auf dem Surfbrett ein Draufgänger?*

Mein Bruder war der raffiniertere Surfer, aber ich hatte tatsächlich nie Angst. Immer, wenn das Meer richtig wild wurde, wollte ich die perfekte Welle reiten. Das war mir jedes Risiko wert. Vor

einigen Jahren habe ich am Ocean Beach in San Francisco die schönsten und größten Wellen des Winters gesehen. Einige Surfer sind an den Strand zurück, weil sie Angst hatten. Ich bin also allein raus aufs Meer. Ein großer Fehler: Die Wellen waren ungefähr vier Meter hoch, und die Brandung war so gewaltig, dass mein Board in zwei Teile zerbrach. Ich wollte zurück zum Strand schwimmen, aber ich wurde von der Strömung ins Meer hinausgezogen, die Küste wurde immer kleiner. Viele Touristen kommen so ums Leben, weil sie in der Strömung in Panik geraten.

*Wie haben Sie sich gerettet?*

Ich wusste, ich darf nicht gegen die Strömung ankämpfen, also bin ich seitlich ausgewichen, Richtung Golden Gate Bridge. Erst nach einer Stunde habe ich das Ufer erreicht, ich war so erschöpft, dass ich auf allen Vieren an den Strand krabbelte und laut nach Luft schnappte. Ein Urlauberpärchen kam vorbei, und der Mann sagte zu seiner Frau: „Siehst du, San Francisco ist voll von Drogenabhängigen ...“

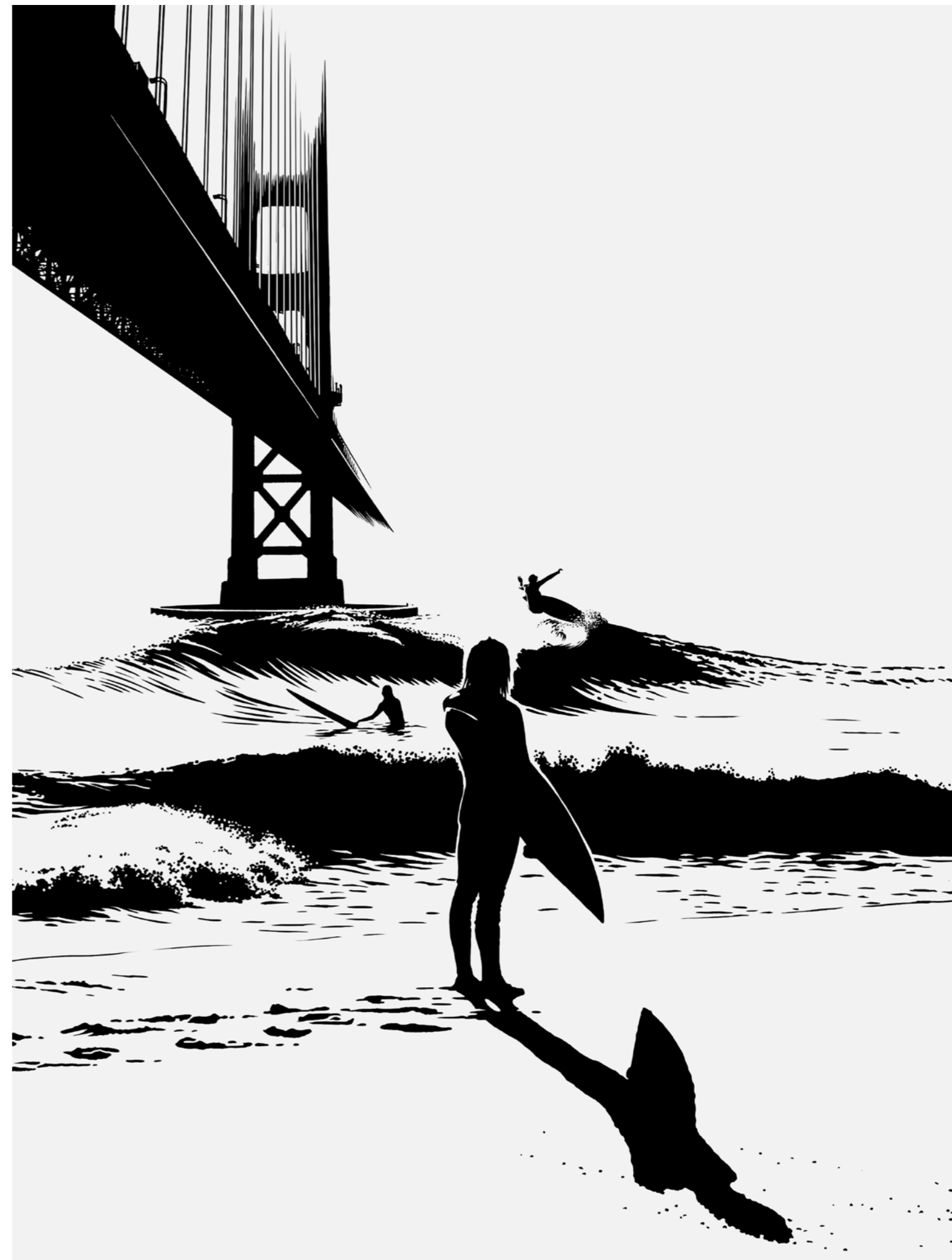
*Was fasziniert Sie so am Surfen?*

Eine Welle ist wie ein Lebewesen. Es gibt einen Moment der Geburt, das Heranwachsen über Tausende Kilometer, die Entladung der Energie in der Brandung und ein langsames Ersterben. Auf der Welle löst sich das Gefühl der Schwerkraft auf. Und manche Wellen tragen Sie bis zu drei Minuten lang, diese Einheit mit der Natur ist unvergleichlich.

*Seit dem Jahr 2000 arbeiten Sie kontinuierlich in Deutschland, einem Land mit vergleichsweise wenig Küste. Fiel Ihnen die Trennung vom Meer schwer?*

Ich habe mich vorher intensiv gefragt, ob ich das aushalte, so lange an Land eingesperrt zu sein. Aber als ich nach München zog, war ich sofort überwältigt von den Alpen, von der dramatischen Wucht und Energie. Es machte keinen Unterschied mehr: das Meer oder die Berge. Ich sagte zu mir: Das ist für mich wild genug. Außerdem haben meine Frau und ich unser Haus in San Francisco behalten, ich fahre regelmäßig heim zum Surfen.

*Sie haben in San Francisco und Los Angeles dirigiert, und auch bei Ihren Stationen in München und Montreal gehörten die Fluss-*



surfer zum Straßenbild. Wie sehr prägt das Surfen heute noch ein Lebensgefühl?

Surfen ist heute vor allem Kommerz. Es geht darum, einen Modetrend zu produzieren und mit dem positiven Image des Surfens Geld zu verdienen. Die Surfergemeinschaft, der ich mich zugehörig fühle, ist eine Sub- oder Gegenkultur. Das hat nichts damit zu tun, welches Auto du kaufst oder welche Surfboardmarke. Als Teenager bin ich mit den älteren Surfern aufs Meer hinausgepadelt. Nur die Wellen, die sie nicht genommen hatten, durfte ich nehmen. Das war eine Art Stammeshierarchie. Ich bin immer noch verrückt genug, in Kalifornien um vier Uhr morgens aufs Brett zu steigen, wenn die Gezeiten die schönsten Brecher formen. Wenn ich im Winter die Flusssurfer am Münchner Eisbach sehe, die trotz Schnee auf ihren Brettern stehen, denke ich: wow, die gleiche Leidenschaft und Hingabe.

Jede Sportart hat ihren eigenen Soundtrack. Basketballer etwa hören meist Hip-Hop. Passt Klassik zum Wellenreiten?

Die größte Welle meines Lebens war fünf Meter hoch, sie ging weit über meine technischen Fähigkeiten hinaus, aber es geschah ein Wunder, und ich konnte sie surfen. In diesem Moment kam es mir vor, als würde ich eine Melodie hören, die alles übertraf, was ich kannte.

Welche Musik?

Ich habe mit anderen Surfern darüber gesprochen, sie hatten das genauso erlebt. Es ist ein Phänomen in der Zone zwischen Leben

und Tod, das dich Dinge hören lässt, die du sonst nicht wahrnimmst. Wie in den Liedern der alten Seefahrer und Fischer, die in Extremsituationen himmlische Klänge oder Gesänge der Meerjungfrauen gehört haben. Diese Musik ist nicht Hip-Hop, nicht Rock 'n' Roll, selbst ein Orchester ist dafür zu begrenzt. Es ist eine strahlendere, prächtigere, poetischere Musik als alles mir Bekannte. Sie erinnert an „Die Harmonie der Welt“, die Sinfonie von Paul Hindemith. Ich würde gern begreifen, was genau es ist.

Der Sänger Jack Johnson sagt, beim Surfen fallen ihm seine besten Melodien ein.

Als ich in Los Angeles mit Plácido Domingo an der Oper arbeitete, gab es eine kleine Gruppe von Orchestermusikern, mit denen ich vor oder nach den Proben surfen ging. Wir saßen auf unseren Boards, warteten auf die Welle und hatten plötzlich sehr leidenschaftliche Diskussionen zwischen Dirigent und Orchester. Einmal, als gerade eine neue Interpretation der „Matthäus-Passion“ von Johann Sebastian Bach herausgekommen war, fingen wir mitten im Meer an, über die Interpretation einer umstrittenen Stelle zu fachsimpeln. Alle diskutierten wild durcheinander, wie Bach es gemeint haben könnte. Es war surreal.

Sind Ihre langen Haare eine Hommage an die Surfkultur?

Ach, das hat praktische Gründe: Ich muss nicht mehr so oft zum Friseur. Mit dem kalifornischen Lebensgefühl hat es wenig zu tun, weil lange Haare aus der Mode sind. In meiner Heimat tragen Surfer jetzt kurz. ☺



2.

IRIS BERBEN

Schauspielerin

Ich bin in Hamburg groß geworden, ich fühle mich wohl, wenn irgendwo Wasser ist. Eine Hafenstadt öffnet die Köpfe. Das Fremde ist dort nicht so fremd, du bekommst leichter Zugang zu anderen Kulturen, durch all die Geschichten, die einem der Hafen erzählt. Ich mache heute noch für mein Leben gerne Barkassenfahrten im Hamburger Hafen, wo man an den riesengroßen Containerschiffen vorbeifährt. Ich mag die Typen, die auf den Ausflugschiffen sind, ihre Unverstelltheit und ihren Hamburger Slang.

Mit elf habe ich meine erste Schiffsreise unternommen. Die Fahrt ging von Hamburg nach Teneriffa, auf einem Bananenfrachter, meine Mutter und mein Onkel waren dabei, er lebte damals auf der Insel. Der Frachter hatte nur fünf, sechs kleine Kabinen, wir waren sechs Tage unterwegs. Die meiste Zeit war ich unten bei der Besatzung, ich fand das so spannend! Wir hatten ein kleines Speisezimmer, aber es war viel aufregender, mit der Mannschaft zu essen. Die haben ein kleines, vorlautes Mädchen natürlich verwöhnt, ich durfte überall hin. Außer uns waren noch drei spanische Tänzerinnen an Bord, unterwegs zu einem Engagement auf die Kanaren. Abends haben sie für uns gesungen und getanzt auf diesem wackeligen Kahn. Mal hat er viel geschaukelt, mal weniger, aber ich hatte nie Angst.

Es war eine Erfahrung, die ich nie vergessen werde, eine so lange, ununterbrochene Seereise habe ich nie wieder gemacht. Es mag klischeehaft klingen, aber auf See zu sein verschafft mir ein ultimatives Freiheitsgefühl. Den Wellen ausgesetzt sein, nichts vorplanen können, das mag ich sehr. Sich mit dem Schiff einem Ort zu nähern, ist anders als per Flugzeug oder Auto. Ich bin oft nach Lissabon gereist, ein einziges Mal auch mit dem Schiff. Und ich habe die vertraute Stadt ganz neu gesehen, es ist ein anderes Ankommen, ein besseres vielleicht.

Meine Mutter hat lange Zeit in Portugal gelebt, sie sollte ursprünglich für zwei Jahre dort an der Botschaft arbeiten. In der Zeit ist ihr das Land so lieb geworden, dass sie geblieben ist. Ich fand das wunderbar, ich habe als Kind all meine Ferien dort verbracht und bin auch heute oft da. Portugal ist für mich ein Ort der Geborgenheit. Das Haus meiner Mutter liegt zwischen Lissabon und Sintra, man blickt auf den Atlantik, es vergeht kein Tag, an dem ich nicht ans Meer fahre. Ich wandere gerne den Praia do Guincho entlang, im Winter hat man das Gefühl, der Strand ge-

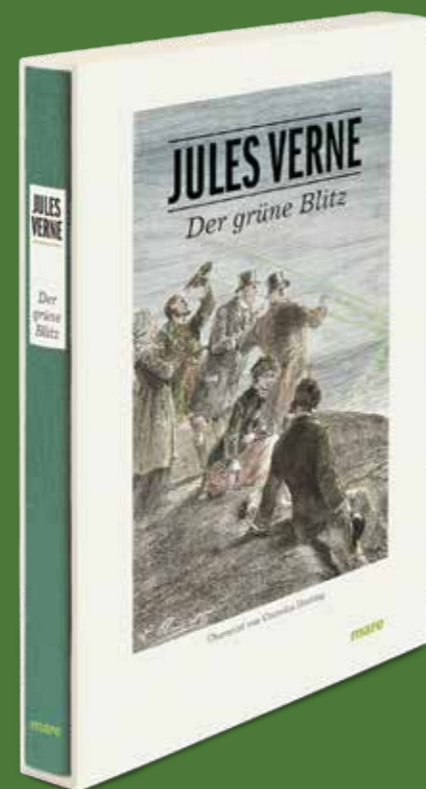
höre einem ganz allein. Ich bin gerne allein, vielleicht liegt es daran, dass ich beruflich viel mit Menschen zu tun habe. Ich setze mich dem gerne aus, aber privat bin ich ein Rückzieher.

Ich kenne viele Meere, aber der Atlantik macht etwas Besonderes mit mir. Er hat die Fähigkeit, mir Fragen zu beantworten, mich immer wieder an die richtige Stelle zu rücken, in diesem Universum, in dem man nie aufhört nachzudenken: Wo steht man? Wer ist man? Ist die Spur, die man bisher gezogen hat, eine, auf die man gerne zurückblickt? Die Portugiesen haben ein wunderschönes Wort dafür, *saudade*, vielleicht könnte man es mit Sehnsucht übersetzen, aber *saudade* ist mehr. Eine Sehnsucht, die du nicht benennen kannst, eine Sehnsucht, die bleibt. Dieses Gefühl hat viel mit dem Meer zu tun. Dieses Suchen und Fragen, wenn man der Urgewalt gegenübersteht.

Portugal war eine große Seefahrernation, manchmal denke ich, das portugiesische Volk träumt noch immer davon. Die Menschen sind vom Meer geprägt, man spürt die Melancholie, die sie begleitet. Ich habe in Ericeira, einem kleinen Fischerort, noch miterlebt, wie die Boote von Ochsen an Land gezogen wurden. Ich bin als junges Mädchen mit den Fischern raus, habe die Nacht auf dem Meer verbracht und hautnah erlebt, dass das wenig romantisch ist, sondern schwere, körperliche Überlebensarbeit. Diese Bilder haben sich mir eingeprägt. Ebenso wie der Anblick der schwarz gekleideten Frauen, deren Männer nicht mehr vom Meer zurückkamen. Die nie wieder eine andere Farbe tragen werden. Ich mag solche Haltungen und Traditionen.

Ich würde gerne tauchen können, aber ich bin zu claustrophobisch. Wenn ich es für eine Rolle lernen müsste, würde ich es wohl wagen. Einmal musste ich bei Dreharbeiten in der Normandie für einen Film ertrinken, das musste ich lange üben im Pool. Die Kamera sollte hochziehen und ich unter Wasser bleiben; in Großaufnahme sollte gezeigt werden, wie ich untergehe. Unten waren vier Polizeitaucher, ich hatte Gewichte an den Beinen und Seile, die Taucher haben mich unter Wasser zur Seite gezogen, als ich nicht mehr im Bild war. Was ich damit sagen will: Man springt in diesem Beruf über viele Schatten; die Disziplin, die man aufbringen muss, hilft einem in vielerlei Hinsicht. Aber vermutlich würde man mir jetzt ohnehin nicht mehr die Rolle einer Südseetaucherin anbieten. ☺

Jules Vernes einziger  
Liebesroman –  
eine zauberhafte Reise durch  
Schottland auf der  
Suche nach dem grünen Blitz



mare

288 Seiten, mit Kupferstichen der Originalausgabe  
Leineneinband mit Lesebändchen im Schuber  
26 € [D], ISBN 978-3-86648-180-0, www.mare.de